

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 9

Artikel: Die alte Salome [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die alte Salome.

Ein Sittenbild aus dem Bauernleben von Jakob Vohhart, Rüssnacht.

(Fortsetzung.)

Über Nacht rückte der Winter ins Land, nicht mit Schnee, aber mit scharfer Luft und Frost. Der nasse Boden gefror und die Wege wurden glatt wie Spiegelglas.

Als Salome, die Milchkanse auf dem Rücken, am Morgen das Haus verließ, rief ihr Stöffli unter der Stallthüre nach: „Geh' behutsam, Mutter, und glitsche nicht aus!“ Wie er es rief, verlor sie gerade mit dem rechten Fuße den Stand, und hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Ihr Wackeln dünkte ihn fast lustig; sie aber ahnte nichts Gutes, drehte sich um und sah ihn ängstlich an, jedoch ohne ein Wort zu sagen; denn sie meinte, er sollte schon selber den Verstand haben, eine alte Frau bei solchen Wegen nicht ins Dorf zu schicken. Er verstand ihren Blick nicht und rief ihr zu: „Geh' nur immer in der Mitte der Straße und schau' auf die Füße!“ Als hätte sie je beim Gehen nach den Wolken Ausschau gehalten.

„Ach nun, es wird schon gehen,“ dachte sie, „und muß eines von uns ein Bein brechen, so ist's besser, es treffe mich als ihn. Es wird gehen, wie es muß.“ Damit drehte sie sich wieder und ging davon, langsam und bedächtig, mit dem Stocke tastend, wie eine Schnecke mit den Fühlern.

Sie gelangte bis nahe ans Dorf. Dort aber, wo sich der Weg stark senkte, wurde ihre Arbeit schwieriger. Ihre Beine, von der Last und dem beschwerlichen Gange ermüdet, fingen an zu zittern, und immer unsicherer schien ihr der Grund unter den Füßen. Sie merkte, daß sie die Käferei nicht erreichen würde, und wollte sich niederlassen, um die Kanse auf den Boden zu stellen und im Dorf Hilfe zu suchen. Wie sie sich aber in die Knie senkte, glitt sie aus und fiel hin. Sie fühlte einen heftigen Schmerz, achtete aber in der Angst um die Milch nicht darauf, sondern machte sich, so schnell es ihr geriet, aus den Tragriemen los, erhob sich auf die Knie und richtete die Kanse auf. „Gottlob, es ist kein Tropfen herausgeflossen!“ Auch ihre Beine waren heil, sie bemerkte es mit Freuden; das eine Fußgelenk schmerzte sie zwar etwas, aber das hatte nichts zu bedeuten.

Sie erhob sich ganz und wollte die Kanse an den Rand des Weges tragen; da erst merkte sie, daß es mit dem linken Arm nicht mehr richtig war: alle Kraft war daraus gewichen, und jetzt, da sie sich von dem Schrecken etwas erholt hatte, fühlte sie auch den Schmerz wieder, den sie beim Fallen empfunden. Sie betastete den Arm von der Schulter bis zur Hand und fand ihn zu ihrem Troste ungebrochen.

„Ich danke dir, Herrgott, es ist gut abgelaufen,“ murmelte sie, „der Arm wird schon wieder in Ordnung

kommen, wenn ich ihn mit Hefenbranntwein tüchtig einreibe.“

Sie hinkte ins Dorf hinein und klagte ihre Not einem jungen Bauern, der ihr die Kanse bereitwillig in die Käferei trug.

Nachdem sie sich ein Stündchen ausgeruht hatte, ließ sie das leere Geschirr vom Sennen sich an die heile Schulter hängen und schritt auf dem Eise wieder der Hell zu. Stöffli stand auf dem Miststocke und stampfte ihn eben. Als sie vorbeiging, sah er nach ihr und gewahrte, daß die Kanse eine Beule hatte.

„Bist du umgefallen?“ rief er sie unfreundlich an.

„Ja,“ sagte sie kleinlaut, „aber es ist kein Tröpflein Milch verloren gegangen.“

„Und die Kanse? An die denkt man natürlich nicht! Wir haben sie kaum ein Jahr, und schon sieht sie so aus! Alles wird in meinem Hause zu Grunde gerichtet!“

„Ich bin, weiß Gott, nicht schuld!“ erwiderte sie, und trat ins Haus. Stöfflis Worte schmerzten sie mehr, als der Arm.

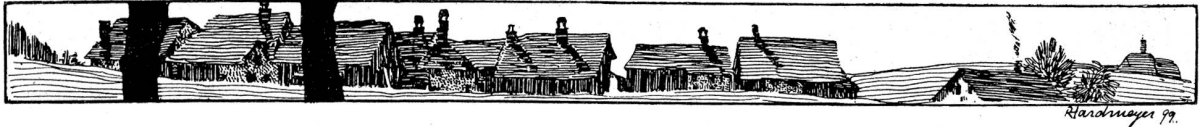
Der Bauer warf ihr noch einen Blick nach, der freilich mehr der Kanse als der Mutter galt; er bemerkte nun auch, daß Salome hinkte, aber das kam in der Hell bei Mensch und Vieh so oft vor, daß er sich darüber keine Gedanken machte. Dorothe dagegen sah den Unfall in einem anderen Lichte. Sie suchte ihren Mann auf, erzählte ihm, wie die Alte den linken Arm fast nicht zu rühren vermöchte, und schloß ihren Bericht mit den Worten: „Das kommt von deinem gestrigen Reden! Jetzt hast du das bresthafte Fraueli, dem du gerufen hast! Man soll sich nie durch Worte verflüchtigen und Gott versuchen!“

„So? Hab' ich das wieder verschuldet?“ brummte Stöffli, und trat fluchend in den Stall, um beim Vieh die Menschen zu vergessen.

Salome fing an, ihren Arm zu doktern; sie rieb ihn mit Branntwein ein, täglich am Morgen und am Abend, aber das Uebel blieb: jede Bewegung schmerzte sie, und sie vermochte kaum sich allein anzukleiden.

Einst als der Vieharzt zu einer Kuh gerufen wurde, klagte Salome ihm ihr Leiden. Er besichtigte das kranke Glied und sagte: „Ihr habt die Schwindsucht in dem Arme, Großmutter; ich will euch ein Sälblein machen, das weidet jeden Tag viermal an.“ Das Sälblein war schön gelb und vielversprechend; sie verschmierte es gewissenhaft, aber es half nicht. Endlich entschloß sie sich nach Altenau zum rechten Doktor zu gehen, zum Pfiffikus! Von dem bekam sie tüchtige Schelten wegen ihrer Saumseligkeit und ein rotes Sälblein dazu. Mit den Schelten wußte sie wenig anzufangen, mit dem Sälblein dagegen that sie,

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



wie sie mit dem gelben gethan, aber es war wieder umsonst: als das Töpfchen leer stand, da war ihr Arm so elend wie zuvor, und sie griff wieder zum Branntwein, weil der im Hause vorhanden war und kein bares Geld kostete.

Eines Tages kam ein Trost in die Hölle, nämlich eine Hausierererin, ein graues, verwittertes Frauelein, das Schuhsehnüre, Bindfaden und Haften feil trug. Der klagte Salome ihr Leiden, wie sie es allen Leuten klagte, die auf dem Hofe vorsprachen, denn es drückte sie unsäglich, zum Arbeiten nur noch ein halber Mensch zu sein und zum Essen ein ganzer.

„Seid ohne Sorge,“ sagte die Hausierererin, „ich habe schon tausenden geholfen, die hatten noch üblere Arme, als ihr, und manchmal dazu noch schlimme Beine; es müßte Hexenwerk dabei sein, wenn ich euch den Schaden nicht vertriebe.“ Sprach's, öffnete ihren Rückenkorb und fing an, die Güte ihres Bindfadens und ihrer Haften zu preisen.

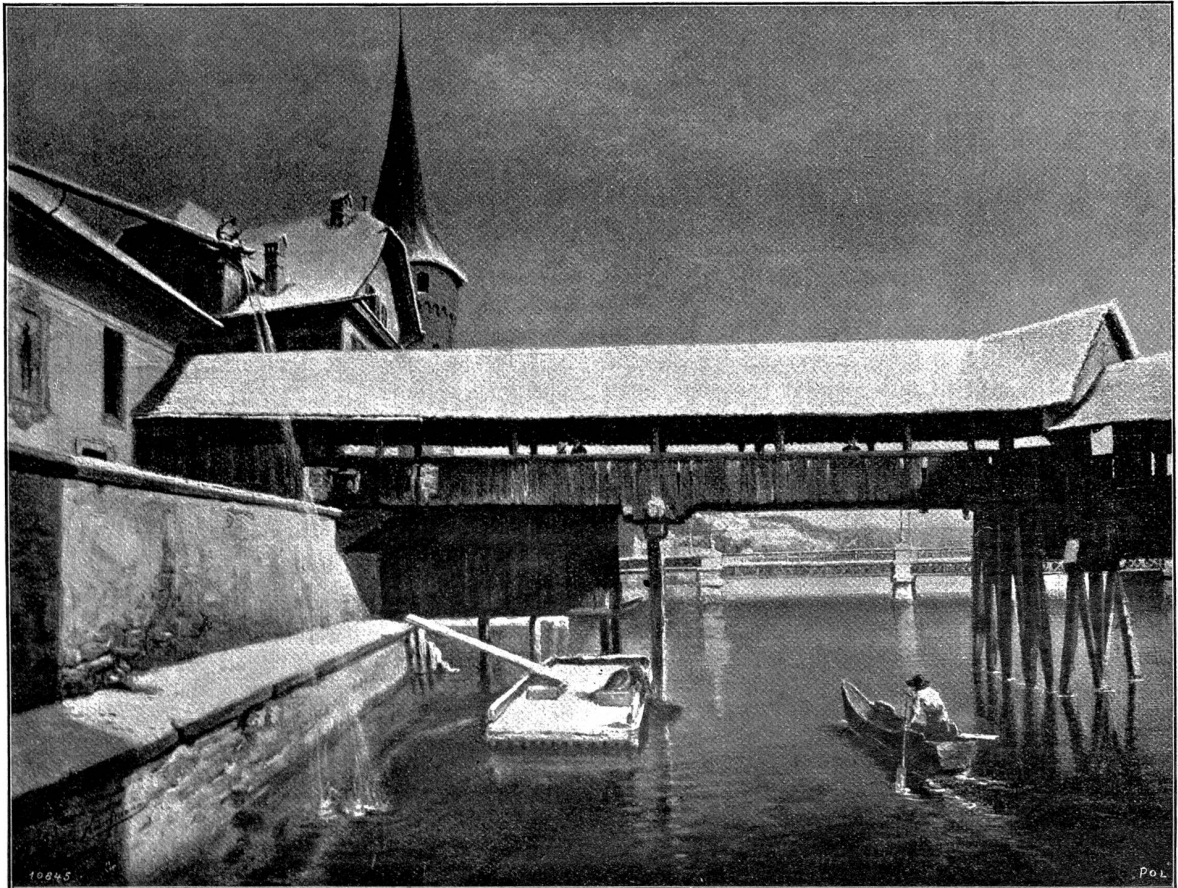
„Ein Doktor muß in der ganzen Welt bezahlt sein,“ dachte Salome, und kramte so viel, als ihr nötig schien, um die Wunderthäterin in gute Laune zu versetzen.

Das gelang ihr, und als der Rückenkorb wieder sorglich verpackt war, begann das Doktern. Die Hausierererin ergriff Salomes Arm und murmelte: „Schwindsucht, schwind! Ich vertreib' dich aus dem Mark in das Bein¹⁾, aus dem Bein in das Fleisch, aus dem Fleisch in die Haut, aus der Haut neun Klafter tief unter die Erden bis an den jüngsten Tag.“ Dem Spruche fügte sie die drei höchsten Namen bei und wiederholte ihn dreimal, mit immer schwächerer Stimme, gleichsam mit dem ersterbenden Tone das Schwinden der Krankheit andeutend.

„In neun Tagen ist euer Arm wieder besser, und ist er es in neun Tagen nicht, so wird er es in siebenzehn sein. B'hüti Gott!“

Der neunte Tag kam und der siebenzehnte auch, aber die Heilung blieb aus, und immer quälender ward in Salome die Angst, sie werde den kommenden Sommer in Müßiggang verleben müssen. Und ihre Besorgnis wuchs immer mehr, denn fast täglich fing sie nun Blicke ihrer Schwiegertochter auf, die ihr stumm und giftig ihre Nutzlosigkeit vorwarfen: Dorothe hatte schon halb

¹⁾ Knochen.



Luzern.

Gemälde von Joseph Chs. Kaufmann, Luzern.



vergessen, warum die Alte so elend geworden war. Salome suchte sich dafür zu rächen, indem sie den Enkelchen ihr Herz ganz hingab und sich von ihnen lieben ließ; aber es ging nicht lange, da merkte Dorothe den heimlichen Trost der Alten. Sie wurde eifersüchtig, und da sie sich im Winter leicht müßige Augenblicke machen konnte, fing sie an, sich mehr um ihre Kinder zu bekümmern als sonst und sie der Großmutter abzugeben. Das gelang ihr zuweilen, denn es ist seltsam mit dem Blute: es fühlt den Grad der Verwandtschaft, ohne den Begriff davon zu haben.

Eines Tages kam das Feuer, das unter der Asche geglimmt hatte, zum Ausbruch. Salome kochte Kleie in einem großen Hafen, und da sie das Gefäß nicht aus dem Herdloch zu heben vermochte, schäumte der Brei über und ergoß sich auf den Boden und ins Feuer. In dem Augenblicke kam Dorothe herein, sprang auf den Herd zu und schnurrte: „Ihr seid keinen Backen mehr wert! Macht, daß ihr mir vom Fleck kommt! Geht und verreibt den teuren Hefenschnaps am Arm! Das könnt ihr allenfalls noch!“

Salome vermochte nichts zu erwidern, sie erinnerte sich an Dorotheas früheren Spruch: „Zum Pflegen und Doktern kann's eine ganze Ewigkeit sein!“ und sie ging, Trost bei den Enkelchen zu suchen. Die spielten in einer Ecke mit Scheitern. Sie kauerte neben ihnen nieder und fing an, sich mit Hannsli zu unterhalten. Da fuhr aber Dorothe fauchend heran: „Was schafft ihr wieder mit den Kleinen?“

„Es ist nichts Böses, du siehst es ja!“

„Was? Meint ihr, ich merke euch nicht? Verziehen und verderben wollt ihr sie mir und machen, daß sie auf kein Wort mehr hören. Ich habe lange genug zugehört! Wer ist denn ihre Mutter? Ihr oder ich? Macht, daß ihr von ihr weg kommt, ihr Taugenichtse!“

Sie schrie es zornig und stand drohend da. Den Kindern ward unheimlich; Hannsli barg sich in der Schürze der Großmutter und begann zu weinen; die beiden andern versteckten sich hinter ihr und machten sich klein. Das reizte Dorothe noch mehr. Sie ergriff Hannsli unsanft, riß ihn von der Alten los und schüttelte ihn herb; als sie die Hand von ihm ließ, fiel er zu Boden und schluchzte jämmerlich: „Groß, Groß, komm!“

Dorothe, die ihren Kindern zeigen wollte, wer im Hause zu regieren habe, ging nun auf die zwei andern los. Salome suchte sie abzuwehren, aber was vermochte die kraftlose Frau gegen die Wütende? Zuerst kam das Gericht über Gritli. Die Mutter erlangte es am Poppe, bog es übers Knie und strafte es mit einem Scheit.

Die Küche faßte all den Lärm nicht, er drang in die Scheune hinaus. Polternd kam Stöffli herein: „Ist ein Donnerwetter durchs Kamin herabgefahren?“

„Die Kinder will uns die Alte verfluchen, das soll nun sein Ende nehmen! Sie sollen wissen, wer Vater und Mutter ist, und wem sie zu gehorchen haben! Der Dövi fragt mir und dir schon lang nichts mehr nach,

das hat ihn die da gelehrt. Wenn du kein Waschlappen bist, so zeigst du ihm einmal den Meister!“

Dövi, der das Wetter nahen sah, klammerte sich an den Rock der Großmutter und begann zu schreien; die alte Salome hielt ihren Arm über ihn und rief Stöffli zu: „Schlag' das Bublein nicht, es hat ja nichts verbrochen! Soll eines geschlagen sein, so strafe deine alte Mutter!“

„Da siehst du, wie sie's macht!“ lärmte Dorothe. „Zieh' ich rechts, so reißt sie links! Da sie nichts mehr schaffen kann, als was man mit Böffel und Gabel thut, will sie uns in den Kindern ein Kreuz und eine Nute erziehen und Taugenichtse aus ihnen machen! Willst du ein Vater an ihnen sein, so fährst du einmal gottvergessen drein, oder ich laufe aus dem Haus! Heute noch! Ich habe das Leben satt!“

So schrie sie und fing an zu flennen.

Stöffli, um den Hausfrieden wieder herzustellen, griff nach Dövi und strafte an ihm die Liebe der Großmutter.

Salome konnte nicht zusehen und das Gejammer der Kleinen nicht länger ertragen; sie stieg in ihre Kammer hinauf und zeigte sich selbigen Tages nicht mehr. Sie fühlte am eigenen Leibe jeden Streich, der auf die Enkelchen gefallen war, und was sie da dachte und empfand, war nicht froh. Sie sah in einem fort die Blicke, welche die Kinderchen in ihrer Not nach ihr geworfen hatten, und die alle sagten: „Hilf uns, Groß!“ Und sie war ohnmächtig dagestanden, und hatte sehen müssen, wie die stehenden Blicke zu vorwurfsvollen wurden und die Zuneigung der Kleinen einen rauhen Stoß erhielt. Sie sah es voraus: jetzt verlor sie ihren einzigen Erdentrost, die Enkelchen! Sie selbst mußte sie fahren lassen, ihnen ihr Herz künftig vorenthalten, um ihnen Thränen und schwere Tage zu ersparen. Oh, dieses Opfer fiel ihr schwer. Es war ihr fast wie damals, als ihr der Tod zwei der eigenen Kinder schlug.

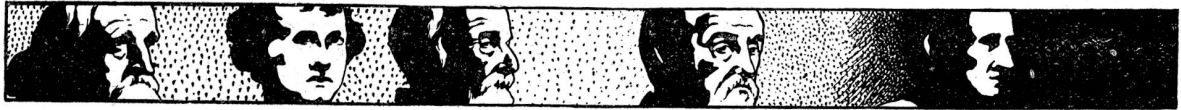
Und sie mußte an den Sommer denken, der nun vor der Thüre stand. Sie galt in dem Hause nur so viel, als sie arbeitete, und nun? Sie konnte kein Feldgerät mehr führen, weder Karst noch Hacke, weder Rechen noch Gabel! Wenn sie an ihrem Armleiden oder an ihrem Gram nur hätte sterben können; aber so war es nicht.

Als sie sich am folgenden Morgen erhob, sprach sie zwei Gebetlein: „Herrgott, laß meine Kinderchen in Rechtchaffenheit aufwachsen!“ Und das andere: „Herrgott, mach', daß ich wieder werken kann, oder dann laß mich sterben, heute lieber, als erst morgen.“

Sie hatte noch nie inbrünstiger gebetet und nie mehr dabei gedacht, als nach dieser schmerzreichen Nacht.

III.

Der Winter ging und der Sommer kam. Salome gönnte sich fast keinen Schlaf mehr und meinte, ihre Gebrechlichkeit durch rastlosen Fleiß aufzuwiegen; aber sie



war nur ein Schatten von dem, was sie noch letztes Jahr gewesen, und dieses Gefühl verzehrte sie.

Stöffli war gegen sie schlecht und recht; er arbeitete, wie ein Pferd in den Strängen, und fand wenig Zeit zum Neben. Auch Dorothe sprach nicht viel, aber sie peinigte die Großmutter mit den bösen Blicken, mit denen sie sie streifte, und die sagten: „Es ist wahrhaftig ein Glück, daß du noch auf der Welt bist, wie könnte man es ohne dich machen!“ Der Krieg um die Kinder dauerte fort; Salome freilich führte ihn nur noch schüchtern und im Verborgenen, wenn sie wußte, daß sie es thun konnte, ohne den lieben Kleinen zu schaden. Und diese Gelegenheiten wurden immer seltener, dafür sorgte Dorothe in ihrer schroffen Weise.

Die Kinder sind Opportunisten: was fragen sie einer Liebe nach, wenn sie sich ohnmächtig gezeigt hat, oder ihnen gar Schelten und Schläge einträgt? Sie wenden sich dem zu, der in der Lage ist, den andern zu demütigen, ihm verächtliche und herausfordernde Blicke zuzuwerfen oder giftige Worte nachzuspeien. Daß „Grosli“ in der Hölle nichts mehr galt, hatten Dövi und Grifli bald weg, und es ging nicht gar lange, da vergalteten sie der Großmutter Liebe mit unfreundlichen Blicken und herzlosen Worten, wie sie es der Mutter abgeguckt und abgelauscht hatten. Sie dachten dabei nichts anderes, als es müsse eben so sein und gehöre zur Ordnung.

Früher, wenn sie unartig waren, konnte ihnen Salome mit kleinen Schreckmitteln wieder Anstand beibringen; das hörte nach und nach auf. Einmal sagte sie zu Dövi: „Wenn du nicht folgsamer wirfst, so gehe ich nach Zurzach auf den Markt und kaufe ein lieberes Bübchen!“ Da erwiderte er ihr: „Thust du das, so sage ich dem Vater, er solle dich verkaufen, wie er die alte ‚Lobe‘ aus dem Stall verkauft hat!“

Von da an gewöhnte sie sich solche Drohungen ab; mit ihrer Liebe aber kargte sie deshalb ebenso wenig wie zuvor. Stand ein Gericht auf dem Tische, das den Kleinen dermaßen schmeckte, daß sie sich gar nicht daran satt essen konnten, so hatte sie selbigen Tages keinen Appetit; sie nahm ihren Teil aus der Schüssel und wartete, bis die Entelchen ihre Teller sauber geschleckt hatten, dann teilte sie das Fhrige unter sie, sah ihnen zu, wie sie sich darüber hermachten, kostete das Mahl mit den Zungen der Kleinen und war froh.

Während sich Dövi und Grifli immer entschiedener von ihr loslagten, hielt Hansli unentwegt zu ihr; er war noch zu klein, um die Blicke und Worte der Mutter zu verstehen und zu deuten und verstand sich dafür um so besser auf ‚Grosli‘ unaufdringliche Liebe: es war ihm recht wohl nur bei ihr, und wenn ihn die Mutter deshalb rauh anfuhr, so war das für ihn gerade ein Grund, sich fester an die Großmutter anzuschließen, die für ihn nur liebe Worte hatte, auch wenn sie ihn tadeln mußte. Immer watschelte er ihr nach, ließ sich von ihr tragen, nicht ahnend, daß sie das fast nicht mehr vermochte, und hatte er einen Kummer, so hörte er auf keinen Trost, als auf den ihrigen.

Die Zeit der Heuernte kam. In den Wiesen sah man schon bei Tagesgrauen die Mähder, einer hinter dem andern, im Takte die Sense schwingend; weithin klang der scharfe Ton der Weßsteine und das Klopfen des Dengelhammers.

Stöffli kam in üble Laune, denn er konnte der Arbeit nicht wehren und hatte noch keinen Halm gedörret, während er jeden Abend gewaltige Fuder Heu aus den Wiesen wachsen und dem Dorfe zuwanke sah. Endlich machte sich sein Mißmut Luft; es war beim Nachtesfen. Als er sein Kaffeebecken hastig geleert hatte, gab er ihm mit der Hand einen Stoß, daß es sich überschlug. „Mäuler am Tisch hab' ich, aber Hände im Feld hab' ich nicht!“ stieß er hervor. „Das ist ein Bauern, der Teufel möchte nicht in einer solchen Hölle sein!“

Dorothea, um zu zeigen, daß sie seine Worte nicht auf sich beziehe, unterstützte ihn: „Ja, sechs um den Tisch herum und bloß zwei auf der Wiese...“

„Wenn das so fortgeht, verliere ich ‚Hudel‘ und ‚Habe‘“, fuhr Stöffli fort. „Der Prozeß mit dem Niederwylser kostet ein Heidengeld und der Bluteigel wird nicht ruhen, bis er sich an mir satt gefogen hat! Und nun muß ich noch anfangen, meinen Lumpenhof mit fremden Händen zu bearbeiten! Wo soll ich das Geld hernehmen und nicht stehlen! Man möchte sich die eigene Haut gerben!“

Er stand ächzend vom Tische auf, nahm einen Barckenrock aus dem Wandschrank und sagte: „Ich gehe ins Dorf und will ein Knechtlein dingsen, eines das willig ist und sich etwas im Geschirr herumjagen läßt. Aber das sag' ich dir, Mutter: wenn ich ihm einmal seinen Lohn nicht bezahlen kann, so muß dein Sparbüchlein Bagen lassen! Wozu brauchst du Geld, wenn ich keines habe? Zu essen hast du wie ich, gut und genug, was willst du mehr?“ Damit ging er.

Salome sagte kein Wort, aber in ihr schrie es: „Nein, und aber nein!“ Sie hing an ihrem Sparheft, wie ein Baum am Erdgrund. So lange sie es besaß, war sie sicher vor Hunger und Nacktheit; ja, sie hatte etwas, um das sie beneidet wurde, das andere begehrten! So lange sie es ihr eigen nannte, war sie immer ihre 400 Franken wert und man mußte mit ihr rechnen. Ohne den Schatz war sie nicht mehr, als der Wind im Kamin: Luft! zu nichts gut als zum Heulen. „Nein, und aber nein!“ —

Sie stieg in ihre Schlafkammer hinauf, zog das Sparheft, das im Kasten unter ihrem Gebetbuche lag, hervor und betrachtete lange die Zahlen und Unterschriften darin. Dann suchte sie ein sicheres Versteck. Keines war ihr geheim genug. Sie schob es zwischen den Strohsack und die Bettstatt, zog es wieder hervor, um es in die Tasche ihres schwarzen Rockes zu stecken und verbarg es endlich mit unendlicher Sorgfalt in einem Hemde, das sie wieder mitten unter die andern in einen Kasten legte. Jeden Abend that sie von da an einen Griff in das bescheidene Häufchen Linnen, um sich zu vergewissern, daß sie noch ihre 400 Franken wert sei.

(Fortsetzung folgt).